

Zur Biographie des Ringes.

Von J. Gwald.

Von allem äußerlichen Schmuck des Lebens — mag er so reich und glänzend als nur möglich sein — gleicht keiner wohl an Alter und zugleich an Tiefe der Bedeutung dem zuweilen ziemlich unheimbaren Ringe.

Der Ursprung des Ringes ist so alten Datums, daß er mit der alten Sage zusammenfällt; — die griechische Götterlehre wäre danach als die eigentliche Heimath und Wiege des Ringes zu betrachten. Als nämlich Prometheus das Feuer vom Himmel entwendet hatte, und zu seiner Strafe an einen Felsen gekettet worden war, schloß endlich Zeus, der Göttervater selber, Mitleid mit dem Gefesselten, den er — dieser Krönung folgend — nun zwar befreite, jedoch, zum Andenken an dessen Unthat und die Größe der Götterhöchsteigehändig, den das Oberhaupt der Götter höchstselbständig, den aus eisernen Banden des Prometheus fertigte, und als Wahrzeichen und Jerrath ein Schildchen von dem benutzten Felsen mit hineinsetzte. — Soweit die Sage und Mythologie der Griechen, während nach der Lesart der Juden der Ursprung des Ringes im Paradies bei Stammutter Frau Eva zu suchen wäre.

Selbstalls ist sicher, daß die Spur der ersten Ringe sich bis in das nebelraue Alterthum zurückverfolgt und auf das Morgenland zurückzuführen ist. — Die Hebräer bebienten unter Anderem sich des Ringes schon mit Vorliebe; sie besaßen Fingerreife aus verschiedenem Metall gefertigt, und zu Kennzeichen verschiedener Rangklassen dienend, denn die Zahl, sowie die mehr oder mindere Kostbarkeit der Ringe, galten für die Inhaber als Beweise von größerer oder geringerer Bornehmtheit. Auch Siegelringe wurden schon getragen, jedoch anderer Form als heut' zu Tage, weil man sie nicht nur mit dem Namen des Besitzers, sondern zugleich mit einem Bibelversuche zu versehen und sie an einem Bande auf der Brust zu tragen pflegte, während die Frauen Reifen aus Metall, Perlmutter, Eisenstein, Horn und dergleichen um Knöchel oder Oberarm als Zier benutzten. Dagegen waren die jetzt allgemein übriren Ringe schon bekannt und auch getragen bei den Juden, galten aber als Keuschheitszeichen.

Aus dem Morgenlande kam die Sitte, Ringe zu tragen, dann zu den Griechen und durch diese zu den Römern — so birgerte der Ring sich in Europa ein. — Bei den Griechen war der Ring ein ganz besonders weihenolles Zeichen; er wurde dort zur letzten Gabe eines Sterbenden für den, bei welchem er besessen wurde, die Erinnerung sichern wollte, und der Brauch reicht noch bis in die Gegenwart hinein, so schief er Würze; auch zum Zeichen der Nachfolgeigkeit ward der Ring gewählt, und in diesem Sinne als letztes Geschenk dem Verstorbenen übergeben.

Nicht minder geehrt wurde der Ring bei den Römern, wenn auch in anderer Weise. Bei ihnen galt zu Anfang der schlechte, eiserne Fingerreife, so ungeeignet er war, als ein schmückendes Ehrenzeichen, das nur Ritter und Senatoren tragen durften, bis die goldenen Ringe Mode wurden, welche man als eine Art von Amtszeichen z. B. den Gesandten mit auf den Weg gab, die man in's Ausland schickte. Allein die Zeit, in welcher der Ring eine so ausserordentliche Rolle spielte, verlor sich mit dem wachsenden Uebelstand, der ursprüngliche Ehrenreife ward nunmehr Privilegium der Plebejer, während der goldene überall unter den höheren Ständen zu erblicken war, und auch als Tapferkeitsbezeichnung für die Soldaten verwendet wurde, die ihn nicht nur an der Hand, sondern auch, wie eine Medaille, am Brustpanzer trugen. Nach und nach wurde endlich der Gebrauch des Ringes so allgemein, daß in der Kaiserzeit jeder freie Bürger das Recht hatte, ihn zu tragen. So kam es, daß die Ringe immer kostbarer wurden, und nicht nur durch Edelsteine verziert, sondern auch als Reichthum dienten, indem die Steine oft geschnitten — meist Köpfe von berühmten Personen — waren und fürmalige Kunstwerke bildeten. Reiche Leute trugen damals schon viele Ringe an den Händen, ja, bisweilen zwei oder drei an jedem Finger, während sogar wohlhabende Bürger ihre „Sommer- und Winterreife“ besaßen. — Daß die römischen Damen den Männern nicht nachsehen wollten, da, wo und wenn es galt, Kraft und Lutz zu entfalten, ist wohl klar, und so berichtet denn schon Isidor der berühmte Seneca, daß die Römerinnen jener Zeit mit Ohrringen sich zu schmücken liebten, welche ganz demüthigen verhältnissen und besaßen als der Ohrring, ist natürlich der Reizung geworden, welcher früher indessen größeren Beifall als gegenwärtig sich zu erfreuen hatte. Zur Zeit hat dieser sogenannte Schmuck nur noch seine Zustimmungsstätte an indischen Reizen gefunden, während er außerdem nur noch bei Gelegenheiten des Hässens wider Thiere: Wären u. s. w. in Anwendung zu kommen pflegt. — Noch eigenhümlicher ist freilich die sonderbare Sitte, Sippen- oder gar Körnerreife zu tragen — Ersteres ist indischer, Letzteres Wolfringgebrauch.

Was die Art- und Färbung anbelangt, so find in jedem das größte Theil in der früheren Anordnung verschwunden. Unser heutiges Armband ist nur noch ein schwaches Ueberbleibsel von jenem einstigen Spangen und

Reifen, mit denen man sich früher schmückte; — die indischen Wajaderen z. B. und auch Frauen anderer Orte trugen alle Finger und Behen mit Ringen überdeckt.

Im Ganzen aber tritt uns doch die Wahrnehmung entgegen, daß der Ring in seiner verschiedenen Gestalt ursprünglich in eben solchem, ja noch höherem Grade das Eigenthum des Mannes gewesen, und nach und nach erst Privilegium der Frau geworden ist. — Die Ägypter benutzten goldene Ringe sogar als Münzen, während andere Völker deren von Eisen für denselben Zweck verwendeten.

Auch als Orden wurden früh' er goldene Ringe verwendet, so bei den Kriegern der Stadt Carthago, welche nach jedem Feldzug, an dem sie Theil genommen, von ihrem Feldhern zum Andenken einen Ring bekamen, wie man später den Soldaten Tapferkeits- oder Erinnerungsmedaillen verlieh. — Als Hannibal, der berühmte Feldherr der Carthager, die Römer 216 in der Schlacht bei Cannä besiegt hatte, wurde dem Senat zu Carthago ein ganzer Scheffel Ringe ausgeschüttet, als Symbol der Vernichtung des römischen Volks. Derselbe Hannibal trug in seinem Siegelringe Gift verborgen, als Schutz- und Erlösungsmittel etwaiger Gefangenchaft; er mochte auch wirklich im Jahre 183 v. Chr. seinem Leben, um sich vor schimpflicher Auslieferung an seine Feinde zu retten, mit diesem Gift ein Ende.

Ein anderes Volk, die Peruaner, betrachtete Ringe wie Ordenszeichen, das heißt sonderbarerweise die Ohrringe. — Dagegen galt im Mittelalter der Ring aus edlem Metall, um Hals, Arm oder Bein als Merkmal eines Edelmannes, das die Ritter trugen; — überhaupt war der Ring ein Symbol der Freiheit, Treue und Ehre. Unfreie durften keine Ringe tragen — das Geheiß eines solchen seiens ihres Herrn bedeutete für sie die Freiheit.

Und — sonderbarer Kontrast — während einerseits der Ring die höchsten Güter der Menschheit zu vertreten hat, diene und dient er andererseits zugleich als Zeichen von Gefangenchaft und Schande — wenigstens in seiner Form von Eisen, die doch ebeum so ehrenvoller Bedeutung — vorzüglich bei den Römern — sich erweute. Nicht nur die Ketten des Gefangenen bestanden aus Eisenringen — auch der Verbrecher der Galere ist an einen Eisenring geschnitten, und nach altem Brauch stand es auch den Gläubigern zu, dem Schuldner einen Ring von Eisen um den Arm zu legen, als sichtbaren Beweis von dessen Schuld und Haftbarkeit.

Wie so es kommt, daß gerade der Ring nicht nur ein Gegenstand des Schmuckes in verschiedener Form geworden, sondern zugleich von jeher stets und überall durch eine tiefe Symbolik sich ausgezeichnet hat? Vielleicht liegt das zum Theil in seiner Form, die etwas in sich Geschlossenes, Vollendetes, die nicht Anfang und nicht Ende hat. Und diese geheimnißvolle, an die Ewigkeit gemahnende Form des Ringes spielt ja den Zauber ihrer Kraft bis in die Gegenwart, schimmernden Luthgehalte der Märchen und Sagen hinein, wo der Besitz, das Geheiß, das Drehen so eines kostbaren oder gar Zaubererbes befanntlich eine große Rolle spielt; oder nicht nur Wunderbringend, auch Glück und Segen knüpfen sich oft an die Besichtigung eines Ringes, der zum Familienheime ward, oder sonst irgend eine tiefere Bedeutung für den Besitzer hat. Schon die alten Deutschen betrachteten den Ring als Mittel gegen allerlei Uebel des Leibes und der Seele, weil er sie durch seine Form an ein von ihnen als glückbringend geschätztes Thier: die Schlange, erinnerte; ähnlich so war es auch bei den Juden, die in dem Ring nicht minder einen Talisman gegen Ungemach und ein Heilmittel erblickten. Die Römer gaben sehr viel darauf, Ringe von besiegten Feinden zu erhalten; so wurde z. B. der Kopf des Pompejus dem siegreichen Cäsar mit einem Siegelring im Mund überbracht. — Bei der Investitur eines Bischofs erhält dieser vom Papste einen Ring, außer dem Hirtenstab, als Sinnbild, und als ebeum noch Benedig seine Dagen befeh, war jeder derselben am Himmelfahrtstage jeden Jahres einen Ring in's Meer, als Symbol seiner Vermählung mit dem Meere. — Die alten Scandinavier schourten beim Ringe ihres Tempelgottes die irdischen Eide und gab man ebeum einem vertrauten Voten seinen Ring mit auf den Weg, so war dies ein untrügliches Zeichen für dessen Legitimation, und bei den Turnieren ward oft heif und eifrig um den Ring einer Dame, der als Preis dem Sieger zuerkannt wurde, gestritten. Zur Zeit aber der Königin Elisabeth von England tauchten Liebende gar sonderbare Ringe aus, als Symbol der Treue, freilich nicht aus Metall bestehend, sondern nur durch ihre Form an einen Ring erinnernd, das heißt „Er“ gab „Ihr“ einen Ring aus Bindelgeschlecht, und „Sie“ gab „Ihm“ irgend einen Gegenstand — ein Band, ein Tuch zc, das sie getragen, und welches er nun ringartig um den Hals oder das Gelenk der Hand sich schläng.

Daß die Verlobungs- und Eherringe als Symbol der Liebe, Treue und der Ewigkeit meist am vierten Finger der rechten Hand getragen werden, ist ja allgemein bekannt; minder bekannt dürfte vielleicht das „Warum“ sein. Weil nämlich behauptet wird, daß von gerade diesen Finger eine Ader direkt zum Herzen führt. — Einft bestanden die Verlobungsringe oftmals aus zwei Hälften, die bis zur Verlobung von den beiden Verlobten getragen wurden und erst bei Gelegenheit der Hochzeit zu einem gan-

zen Ring verbunden wurden, welchen fortan die Frau zu tragen hatte; auch bestanden bei den Verlobungen die Ringe zuweilen halb aus Gold und halb aus Silber, während Eherringe häufig anstatt nur die Namen der Gatten und ebenfalls ein Datum innen zu tragen, wie dies jetzt der Fall ist, durch allerlei Inschriften nebst Herzen verchlungenen Händen und dergleichen verziert waren.

Noch im vorigen Jahrhundert galt der Ring als Vorrecht für die höheren Stände — jetzt hat dieses Privilegium aufgehört — wenigstens ist der Ring am Finger allgemein gebräuchlich bei allen Kulturvölkern, bei jedem Stand und Rang, ohne deshalb seine tiefere Bedeutung zu verlieren, die er noch heutzutage besitzt, wie sonst kein anderer Schmuck des Menschen.

Vom Küssen.

Die im Verlage von J. S. Schorer erscheinende Wochenschrift „Das Echo“ hatte, wie wir bereits früher erwähnt, eine Preisrichterfrage ausgeschrieben: „Weshalb macht man gewöhnlich, wenn man sich zärtlich küßt, die Augen zu?“ Auf diese Scherzfrage sind bei der Redaktion genannter Wochenschrift 3238 Einwendungen eingegangen. Unter 80 ausgewählten Einwendungen fiel das Voos auf folgende Strophen, welche dadurch den Ehrenpreis von 20 Mark gemann:

In der Bibel steht geschrieben: Du sollst deinen Nächsten lieben, Deinet als dich selbst, das heißt seinen Schwächen du Güte und ein Auge zu! Küffen aber zwei sich — ach — Küffen sie, daß beide schwach: Ems für dich und eins für mich — Beide Augen schließen sich!

Robert Hoff in Brau.

Aus dem anreizenden Stoff, was an zärtlichen und lustigen Ergüssen aus alten und jungen Herzen bezüglich des lieben Küffens quoll und welcher theilweise in letzter Nummer des „Echo“ veröffentlicht wird, greifen wir Einzelnes heraus, was hier und da vielleicht auch bei unsren Lesern ein sinnendes Kopfnicken, ein fröhliches Nicken oder eine leise lichernde Zustimmung erwecken mag.

Die Einwendungen lassen sich — schreibt das „Echo“ — in mehrere Arten theilen. Da waren zuerst eine Menge männlicher Säger, welche energisch dagegen protestirten, daß man die Augen beim Küffen zumade. Das sei Dummheit, nur Unerfahrene schloffen den Blick. Besonders ein Säger aus Berlin SW. der nach seinen Gedichten zu urtheilen — er schickte fünf Stück — eine erheuchelt große Harje haben muß, wurde sehr anzüglich. Er bezweifelte die Kompetenz der Preisjurj und behauptete

Im Gegentheil voll Freudenlicht Reizt man sie (d. h. die Augen) an noch mal so weit Besonders wenn man liebewarm So recht was Hübsches hat im Arm!

Die Damen dagegen theilen durchschnittlich die Ansichtung der Preisrichter von wegen der geschlossenen Augen und eine „junge Mädchenin“ Katalie G-r gab darüber folgende Auskunft, die allerdings auch etwas abfällig über die Wissenschaft der Kommission urtheilt:

„Beim Küffen wickelt ma d' Aug'n aus!“ „Warum?“ „Ist i die lag'n!“ „Weil Sieb, nur a dumma Bua, Kann nach to ebbas tra'n, Denn was a bißl oana is, Der wack's, du derst ma's glaub'n! Wenn du's Dandl buh'n' ihaut, Da hast loan Zeit zum Schaug'n!“

Hier noch einige Dialektproben. Eine Stimme von der Meeresküste ruft uns zu:

Drück be Dagen to! Troch weß Arbeit, weß Maag, Will mi dat nid gelingen, Up de oll dwatische Küffertraag — De Awtwort rut to dringen. Ad glöww, io'n lüuten roten Mund Küßt lauter sid'n' a Duvveln, Weil doch de Leuw en Droom is — und — Zu'n Dunkel is good mundein!

Hiese von de Waaterkant.“

Ein „schbildeter Berliner“ erklärt sich gegen das Küffen mit offenen Augen, denn

„mein Gott, det is erklürlich, Et wär ja zu jeßlich, Wenn Dumms Fudel läßt, Det wat babon in'r Dage sprüht!“

Ein sächsischer Liebhaber singt: Und mehrschendheels will mer beim zärtlichen Küffen. Du kannst merich nu geben oder noch nid, Von der ibrigen Welt, wees Erhöchen, nicht wissen, Da is mer am liebsten gemüßlich für sich! Und aus Schlesien schickt Herr Max Kern aus Goldberg Wenn ma's Schöbel hartlich küßt, Geht ma schier zu trema, S giebt no immer, wie Ihr wißt, Nudem olen Schema; Am sid richtig in an Exroom Dordim zu verhe, Schließt ma seine Dagen, In Schomst sieh's dann om besta. Ein südbölicher Kaufmänniger erklärt: 'Pwegen was macht d'Augen Beim Büßeln ma zu? So frägt neuli Alend Die Burgei ihren Bu'.

So, sagst du, und fängt die
In Worten sie an:
Derevea'n weil ma's Duffeln
Galt auswendig lann!

Eine Dame aus Baden-Baden meint philosophisch:
A baisser de mon amoureux
Si je ferme les yeux:
Je sens bien mieux s'il m'aime,
Qu'il soit jeune ou vieux:
Si je ferme les yeux,
Le baisser est le même!
Et qu'il soit beau ou laid,
Si les yeux je fermis;
Baisser est doux quand même.

Und eine Amerikanerin, Mrs. Plehwe in Leon Springs
(Texas), schreibt in ähnlichem Gedankengange:
Wer blind küßt, küßt sonder Frage
So gern des Kusses, als am Tage
Er sieht nicht ob schön oder häßlich,
Sein Kuß ist immer — verständig!

Kurz und bündig ist Frau Martha W.—a in Regens-
burg, sie macht die Augen zu:
„Weil Ewem Hören und Sehen —
Weim thut'n Kuß verzeihen!“

Eine andere Regensburgerin mit dem hübschen Vor-
namen Cressenz (W.) und einer erfreulichen Neugierde,
wie wir über ihre Verle den, erklärt den Augenschluß
der Männer mit der Mode der Damen, sich das Haar
in die Stirn zu fröhnen:
„Weil Simeletranten herunter hängen
Zum Mißvergüngen ins Aug sich zwingen“ u. i. w.
Ein Herr aus Berlin hat denselben Gedanken und brüdt
ihn so aus:
„Weil der Bonnhaare Spitzen
Und die Vorderhäubchen flücheln
Jemand, der für offen-angiges Köpfen ist, schreibt:
Als Realität, der ich nun einmal bin
Den ich: das Augen schließen hat nur Sinn,
Wenn man bestreben muß, zu thunen,
Was besser bedekt wird mit Nach- und Grauen.

Eine unerhörte Menge Damen und Herren berufen sich
für den Brauch des Augenschließens auf den Hahn. Da
es sich bei dem Hahn aber ums Krähen, nicht ums Klaffen
handelt, so hat trotz aller Anerkennung der achtungs-
werthen Festhalten eines guten Hahnes die Jury ihn nicht
als machendes Vorbild und poetisches Gleichniß accep-
tiren wollen.

Sehr hübsch pointirt ist auch, was Max von Hochberg
(trotz des männlichen Vornamens wohl eine Dame?) sagt:
Der Fragesteller scheint im Köpfen
Mir wirklich schlecht Verstand zu wissen:
Man schließt die Augen, wenn man küßt,
Weil man im siebenten Himmel ist,
Nicht höher kann die Nase gehen
Den Abgrund doch — will man nicht sehen!

Einer Reihe der verschiedensten Einbildungen aus allen
Himmelsstrichen, von weiblicher und männlicher Hand
durcheinander getreut, sind folgende Gedankenphänome ent-
nommen:
Zwischen Ihm und Ihr
Das alte Turnier:
Sich gehen sie los
Mit — geschloffenem Kissen.

Augen, die geschlossen,
Sind Romblauten, die verdrossen,
Weil sie nicht bethätigt sind.

Schließt ich beim Küffen dein Aug, so lobest kein Feuer
nach innen —
Jünger Gnuß nur allein giebt deinem Kusse den Reiz.

Du armo hot antwoord is missiohn
Dat 't wordt gedaon om elkaar niet to zion.

So haben denn die Augen Aug'
Und machen ihre Vaden zu;
U. d. ließen sich die Ohren schließen,
Wär's auch gewiß der Fall bei dielen.

Das Mensch kann so küssen,
Wie mei Schaberl mit küßt,
I mach 't Augoa zu,
Hoab' Augt, daß mi frist!

Warum man während eines Liebeskußes
Die Augen oftmals unwillkürlich schließt?
Nun, weil im Sommerhauch des Genusses
Kein Verstand ein Freund von Augenbliden ist.

Dem, der beim Kuß die Augen schließt,
Wird der Genuß weit in hr verliert;
Als der bei offenen Augen schmeckt,
Was Er mitunter abgeteilt.

Ja, küß' ich meiner Frau Gesicht
Da wird's mir eher klar:
Ich seh' in ihr die „Schwiegermutter“ nicht,
Schließ' ich mein Augenpaar!

Mit geschloss'nen Augen brünstig küß' ich
Dir, Geliebte, Stirne, Mund und Wangen.
Hält der Wonnehauer mich gefangen,
Sind der Wonne Schauer überflüßig.

Die Antwort giebt ein jedes Kind:
„Die Liebe macht den Menschen blind.“

„Sie woll'n in seligem Vergehn
Nichts, nichts von dieser Welt mehr sehn,
Denn in ein Kuß, so rein und süß,
Kraut miabestens — ins Paradies.“

(Der Verfasser dieser Verse ist ein flotter Obermaat
der Torpedo-Abtheilung der Kaiserlichen Marine in Kiel,
der uns gleichzeitig mit folgendem bedroht: „Sollte einer
der sehr verehrten Redakteure dies nicht als richtig und
des Preisens werth erachten, so appellire ich an das Ur-
theil sämtlicher jungen Damen des Deutschen Reiches
von 12. bis zum 40. Lebensjahre, und bitte dieselben,
sich behufs Abstimmlung, im Redaktionsgebäude einzufinden
zu wollen.“ — Um Himmels willen! Die Red.)

Weshalb ich beim Küffen
Die Augen angeschlossen
So sollt ihr's denn wissen:
Ich wollt', es wäre — Nacht.

Graf Mikosz und Pizta, der Zigeuner.
Humoreske von Trebor.
(Nachdruck verboten.)
Graf Mikosz, in England.

Graf Mikosz, Sportsman par excellence, brillirte mit
seinen Pferden insbesondere beim großen Derby-Rennen
187* in England. Trotz seiner oder vielleicht gerade
wegen seiner ihm angeborenen Unwägigkeit in allem sei-
nem Thun und Lassen lenkte er die allgemeine Aufmerk-
samkeit auf sich, und manche der folgenden Lady's mochte
im Stillen bedauern, daß der hübsche, feinerge ungarische
Maqnat bereits — um mit ihm zu sprechen — bereits
Hand an sich gelegt hatte, indem er sich vor 2 Jahren
an weibliches Wästen als Lebensgefährtin angelockt
botte!“ Unter anderem machte der Graf auch die Bekann-
theit des ebenfalls durch seine Klondikefahrten und
Excentricitäten gemiffenmaßen berühmt gewordenen Lords
James Fitzgerald einer Art Graf Mikosz in's Englische
überführt. Die Tochter des Lord, the most honorable
Lady Evelyn, stand in dieser Beziehung ihrem eher papa
nicht viel nach. Nun, die junge Dame konnte sich's ja
schließlich erlauben, Schönheit und Reichtum und Rang
räumen gar manche Rechte ein.

Graf Mikosz, so wachte sie sich kurz vor dessen Ab-
reise an diesen, Graf Mikosz, sie sind der ungalanteste
Cavalier des Continents, Sie verlassen morgen England,
ohne uns auch nur einer Einladung nach Ihrem herr-
lichen Ungarn gewürdigt zu haben. Ich trinke gern To-
kayer, möchte ihn aber gern an der Quelle trinken. Näch-
sten 2. Mai wollen Sie uns auf Ihren Stamm-Verstärkung
als Ihre Gäste betrachten, Herr Graf?

„Oh, werb' ich erwiderte, mit größtem Vergnügen,
kyram allazanz.“ erwiderte Graf Mikosz, „wird mit jen
eine ganz unabhängige Frage: Ober, wo's Quelle ent-
sprung, verehrtet Miks —
„Lady — Herr Graf, Lady!“

„Nein, laider nicht mehr ledig. Also wo's Quelle ent-
sprung, verehrtet Miks, so ist doch ein Mißverständniß,
Tokayer kommt nicht aus Daelle, sondern wird, mit Res-
pekt zu sagen, ganz so gepreist wie andere Wein! Also,
wie schon gesagt wird mir eine laubstübliche Ehe sein, im
nächsten Jahr die hochgeehrten Herrschaften auf meinem
Sonntag im Heferei-Comitat begrüssen zu können. Oho
hobe ich jetzt die Ehre, mich zu empfehlen und bitte ich
Sie, mich vorher zu benachrichtigen, wenn Sie bei mir
Ansprüche gedenken!“

„All right!“ sagte der Lord dem Grafen herzlich die
Hände schüttelnd, „ich werde nicht ermauneln, vorher zu
schreiben eine telegraphische Depesche!“

„Ganz recht, ganz recht,“ erwiderte Graf Mikosz, sich
vor Lord und dessen Tochter verabschiedend — „telegra-
phiren Sie nur, Ihre Handchrift werde ich sofort er-
kennen!“

Lord Fitzgerald, einer der reichsten Edelleute der nord-
östlichen Provinzen Norfolk und Lincoln, verbrachte, seit
er in den wohlverordneten Winterland getreten, den
größten Theil des Jahres auf Reisen. Aber er reiste
nicht wie die meisten der übrigen Erdenkinder per Bahn,
sondern en grad train in einem nach seinen Angaben ge-
bauten, höchst luxuriös ausgestatteten Reiseomnibus, der
nach Art unierer heutigen Schlafwaggon's eingerichtet war.
Zwölf prächtige Kappen, welche dem Marshall eines Po-
tentaten alle Ehre gemacht hätten, sorgten abwechselnd
dafür, daß ohne große Pausen die weitesten Strecken zu-
rückgelegt werden konnten. Und so kam denn der Lord
in Begleitung seiner Tochter, einer Jose und zweier Die-
ner, wie verabredet im wunderhübschen Mai auf dem, dem
Grafen Mikosz gehörigen Stammgute Uj Galantha im
Heferei-Comitat, an. Eine Stunde Wegs etwa vor Uj
Galantha hatten die Reisenden indeß noch ein kleines
Abenteuer zu bestehen. Auf der Landstraße trafen sie
einen Trupp Zigeuner, die bettelnd den Wagen umringten
und sich schließlich zum Wahrgen erboten. Zu Extrava-
ganzien stets geneigt, hielt Lady Evelyn ihre schöne
schmale Hand einer alten Zigeunerin hin, und mit wich-
tiger Miene las diese aus den Linien der inneren Hand-
fläche: „Du kommst weit, weit her aus fremden Lande.
Du lehrst wieder zurück, aber Dein Herz wird hier bleiben.
Derjenige, der es Dir stehlen wird, ist ein auf der Land-
straße im Staub Gebohrene. Aber seine Augen bligen
wie Edelsteine und kein Mund weiß gar schöne Pieder zu
singen, von der schönen Königstochter mit dem goldenen
Haar und den Korallentippen.“

„Und ist er reich, von dem Ihr mir erzählt?“
„Nein, er ist so arm, daß des gnädigsten Herr Graf
Mikosz sein allerleyer Costos reich gegen ihn ist.“
Hastig zog die schöne Lady ihre Hand zurück und lachte
laut auf. „Alle Hege!“ rief sie gleich darauf unwillig
und beleidigt in englischer Sprache; — „aber es geicht
mir ganz recht, man soll mit dieser Gattung auch nicht
in den geringsten Comitz treten. Zigeuner sind keine
Menschen. Garst, gebt der Hege ein Gelobniß, obgleich
sie's nicht verdient. Sie hat, angeblich wahrhaftig, im-
pudent gelogen!“

Der Lord und seine Tochter fanden beim Grafen Mi-
kosz die glänzende Aufnahme, und auch die Gräfin über-
bot sich, den Gästen den Aufenthalt so angenehm wie
möglich zu gestalten.

„Lieben Sie Zigeuner-Musik?“ fragte der Graf, „werb'
ich lassen kommen aus Dorf, damit sie unten spielt im
Port.“

„Nein, nein, danke, Herr Graf,“ rief Lady Evelyn
hastig — „ich kann die Zigeuner nicht leiden, nicht sehen.
Es ist ein schmutziges, diebliches Gesindel, welches auch
England unsicher macht. Wir drüben zählen sie nicht zu
den Menschen!“ Diese letzten Worte machten auf Mikosz
einen unangenehmen Eindruck; denn er hielt große Stücke
auf Zigeunermusik. „Werb' ich mir merken!“ sagte sich
Mikosz im Stillen. Einige Tage später — die Damen
waren nach einem benachbarten Orte abgeholt worden,
da schlenderte Graf Mikosz, seine kurze Pfeife im Munde,
längs der Partamungung. Pöblich hörte er den Klang
einer Fiedel und schwermüthigen Gesang dazu. Er blieb
stehen und horchte: unten im Graben auf der Außen-
seite des Parks, saß Pizta, der Zigeuner und spielte
Geige und sang dazu:
„Jaj, jaj, jaj, de faj“ Szivem, szivem faj! Jaj,
ich bin Zigeuner, und sie, sie ist eine große gnädige Kössas-
zong und wohnt im schönen Schloß vom gnädigen Herrn
Graf Mikosz. Ist sie alle Tage Gullasz mit Paprika!
Jaj, jaj, jaj! Szivem faj! Jaj, orme Zigeuner Herz
so weh! Jaj, jaj, jaj! Ich bin Zigeuner und haß ich
Pizta; und es' ich alle Tage Sped mit Paprika!
Jaj, jaj, jaj! Sped schmeckt gut, aber Kuß von aller-
gnädigste Fräulein im Schloß muß schmecken noch viel
besser. Jaj, jaj, jaj!
„Dejar elendig“, Lachte jetzt herortretend der Graf
heraus, „wie konnt Du Dich unterstehen so hoch hinauf
zu gehn, so hoch wie Stefanburum in Wien! Ja, noch
höher. Weißt Du nicht, wer Du bist?“
„Ja, gnädigster Herr“, erwiderte Pizta demüthig seinen
Nicken krümmend, „bin ich Zigeuner, ganz elendig!“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“

ich lassen kommen aus Dorf, damit sie unten spielt im
Port.“

„Nein, nein, danke, Herr Graf,“ rief Lady Evelyn
hastig — „ich kann die Zigeuner nicht leiden, nicht sehen.
Es ist ein schmutziges, diebliches Gesindel, welches auch
England unsicher macht. Wir drüben zählen sie nicht zu
den Menschen!“ Diese letzten Worte machten auf Mikosz
einen unangenehmen Eindruck; denn er hielt große Stücke
auf Zigeunermusik. „Werb' ich mir merken!“ sagte sich
Mikosz im Stillen. Einige Tage später — die Damen
waren nach einem benachbarten Orte abgeholt worden,
da schlenderte Graf Mikosz, seine kurze Pfeife im Munde,
längs der Partamungung. Pöblich hörte er den Klang
einer Fiedel und schwermüthigen Gesang dazu. Er blieb
stehen und horchte: unten im Graben auf der Außen-
seite des Parks, saß Pizta, der Zigeuner und spielte
Geige und sang dazu:
„Jaj, jaj, jaj, de faj“ Szivem, szivem faj! Jaj,
ich bin Zigeuner, und sie, sie ist eine große gnädige Kössas-
zong und wohnt im schönen Schloß vom gnädigen Herrn
Graf Mikosz. Ist sie alle Tage Gullasz mit Paprika!
Jaj, jaj, jaj! Szivem faj! Jaj, orme Zigeuner Herz
so weh! Jaj, jaj, jaj! Ich bin Zigeuner und haß ich
Pizta; und es' ich alle Tage Sped mit Paprika!
Jaj, jaj, jaj! Sped schmeckt gut, aber Kuß von aller-
gnädigste Fräulein im Schloß muß schmecken noch viel
besser. Jaj, jaj, jaj!
„Dejar elendig“, Lachte jetzt herortretend der Graf
heraus, „wie konnt Du Dich unterstehen so hoch hinauf
zu gehn, so hoch wie Stefanburum in Wien! Ja, noch
höher. Weißt Du nicht, wer Du bist?“
„Ja, gnädigster Herr“, erwiderte Pizta demüthig seinen
Nicken krümmend, „bin ich Zigeuner, ganz elendig!“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“
„Bist Du ein Mensch oder ein Thier?“

- Männigfaltiges.**
- Säcular- und Semifakultätsliste.**
3. 3. Januar 1789. Geboren zu Leipzig J. G. Carus,
deutscher Mediciner, † 28. Juli 1868 in Dresden.
 5. 5. Januar 1889. † zu Wils Rathorin v. von Biberich
Königin von Frankreich, geboren 30. April 1619 zu
Florenz.
 8. 8. Januar 1889. Eröffnung der durch Bulle Urban's VI.
vom 21. Mai 1388 gestifteten, jetzt nicht mehr bestehenden
Universität Köln.
 16. 16. Januar 1789. Geboren zu Göttingen J. A. W. Rean-
der, evangelischer Theologe (Kirchengeschichte), † 14. Juli
1850 zu Berlin.
 18. 18. Januar 1689. Geboren bei Bordenau Baron Ch. S.
de Montesquieu, französischer Schriftsteller und
Staatsmann, † 10. Februar 1755 in Paris.
 25. 25. Januar 1739. Geboren zu Cambrai Ch. F. Dumou-
riez, französischer Heerführer, zuletzt als Frankreich ver-
bannt, † 14. März 1823 bei Lyon.
 30. 30. Januar 1789. Geboren zu Rastau (Schleswig) Graf
W. S. R. von Baudissin, Staatsmann und Schrift-
steller, † 4. April 1878 in Dresden.

„Keine Blumen. Keine Blätter.“
Geh' die ein Spruch zu ich' ins Blut,
Ein graum salis mach's wohl aut.

Paul Heyse.

Ihr Wahrheit mag Beweis und Schluß uns führen,
Bis wir in uns als Geist und Kraft sie führen.
Sol Gottes Licht sich klar in uns bezeugen,
Was sollen weiter führen wir und schießen?
Strahl hell des Tages Sonne uns im Zimmer,
Dann löst man aus der Kerzen nächst ein Schimmer!

Edmund Dorer.

Unschicklich wie das Wasser den Baum von der Wurzel zum
Spindel
Trinkt und realchem Jovis Blätter und Wästen erweckt,
So durchdröhne mit Kraft dein inneres Wesen der Glaube,
Doch man erkann' ihn nur an der gesegneten Frucht.
Emanuel Geibel.

Charade von Berthold Arnau.
Die Ersten sind's, die untern Erdenleben
Nicht selten einen hübschen Anstrich geben;
Was Unheil mit sich führt auf Stornes Welsen,
Das mag an den zwei letzten bald verwechseln.
Die ersten Zwei verkündet der edle Wein,
Drum soll er allezeit das Ganze sein.

Silbenaufgabe von Marie Krüger.
Aus nachfolgenden Silben sind 9 Wörter zu bilden, deren
An und Endlaute, von oben nach unten gelesen, zwei Feste
nennen:
e'en di din ga lach lo ma moo ne ra
rieh rust sa sel sit tow vil von

1. Goub, in Nahrung, 2. Fuß in Frankreich, 3. Stadt in
der Lombardei, 4. Stadt in Böhmen, 5. Thal, 6. Weiblicher
Vornamen, 7. Hüß in der Türkei, 8. Männlicher Vornamen
9. Stadt in Ungarn.

Auch ein Steiger-Räthsel.
Start ist — man b'acht's nicht zu beweisen —
Der Stein; jedoch verachtet ihn Eisen.
Start ist das Eisen; aber leicht
Wird's von des Feuers Gluth erweicht.
Start ist das Feuer; doch verbrennen
Kann ichnill der Wasser den Zyrennen.
Start ist das Wasser; fährst du nicht,
Und doch verliert's in Wolken sich.
Start sind die Wolf'n, die dich thürmen;
Doch werden sie gerührt von Stürmen.
Start, wild beherren Stürm' umher;
Doch nicht sie der Mann nicht verher.
Start ist der Mann, ihut Wunderwerke;
Doch übermann' ihn Welnes Stärke.
Start ist der Wein; jedoch im Krieg
Wird ihm — ge-unnet wer den Sieg?

* Der Zigeuner macht sich seinen Zieg' aus dem Stegreif.
Gullasz mit Paprika bedeutet bei ihm den höchsten Ausdruck
der Begeisterung.